Zeitschrift: Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie

Herausgeber: Schweizerische Asiengesellschaft

Band: 13 (1960)

Heft: 1-4

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHERBESPRECHUNGEN · COMPTES RENDUS

BJÖRN COLLINDER (Professor an der Universität Uppsala), *Comparative Grammar of the Uralic Languages*. With five maps. 416 pages. Almqvist & Wiksell, Stockholm 1960. (In: A Handbook of the Uralic Languages, Part 3.)

Seit Josef Szinnyei 1922 in der Sammlung Göschen die damalige Kenntnis der uralischen Sprachen zusammenfaßte, ist diese Sprachgruppe, abgesehen von den kurzen Orientierungen von Finck und Kieckers, nicht mehr auf Grund der inzwischen gewonnenen Erkenntnisse behandelt worden. Dem Buche von Collinder sind als grundlegende Vorarbeiten vorausgegangen Fenno-Ugric Vocabulary, 1955, und Survey of the Uralic Languages, 1957. Daß die finno-ugrische Morphologie nicht ohne Berücksichtigung des Samojedischen begründet werden kann, zeigte der Verfasser schon in seiner 1948 erschienenen Arbeit über vergleichende Lautlehre, die sich auf die uralischen Sprachen in ihrer Gesamtheit gründete. Sein neuestes Buch wird eröffnet durch eine klare methodische Erörterung der Grundsätze, die zum Nachweis einer genealogischen Sprachverwandtschaft zu beobachten sind. Dieser Nachweis ist für die uralischen Sprachen dadurch erschwert, daß diese erst für späte Zeit literarisch bezeugt sind (das Ungarische seit dem 13. Jahrhundert); dagegen zeigen urgermanische Lehnwörter im Finnischen, z. B. *sairas* «Schmerz», *kuningas* «König», daß diese Sprachen sich während zweier Jahrtausende lautlich nicht wesentlich verändert haben. Die etymologischen Gleichungen Collinders beruhen auf dem wichtigen, von seinen Vorgängern zu wenig beachteten Grundsatz, daß nicht die Wörter der beiden Sprachstämme, des Finnischen und des Samojedischen, miteinander zu vergleichen sind, sondern das aus ihnen zu erschließende Ur-Finnisch-Ugrische und Ur-Samojedische. Dabei sind lautliche Entsprechungen mit morphologischen zu kombinieren, die in diesen Sprachen ausnahmslos durch Suffixe vertreten sind, womit die sog. Vokalharmonie, d. h. die progressive Assimilation der Suffixvokale an den Stamm zusammenhängt. Dabei geht es aus Collinders Untersuchungen klar hervor, daß es sich hier nicht um ein bloß phonetisches, sondern um ein grammatisches Prinzip handelt, das Ausdruck der Worteinheit ist. Auch die eigentümliche Erscheinung der Konsonantenabstufung, wie sie einige uralische Dialekte aufweisen, erfährt in dem Buche eine alle feinsten Schattierungen erfassende Darstellung. Zum erstenmal werden auch die reich ausgebildeten Ableitungssuffixe (das Finnische hat deren 150) durch alle diese Sprachen verfolgt. Überraschend ist es, daß die Satzbildung des Uralischen vom Prinzip der Hypotaxe beherrscht ist und die Parataxe erst sekundär auftritt, während sonst allgemein die umgekehrte Richtung der Entwicklung zu beobachten ist.

E. ABEGG

Los más bellos cuentos de las Mil y una Noches. Traducción directa del arabe, selección y prólogo del DR. JUAN VERNET, Catedrático de la Universidad de Barcelona. XII + 672 p. Barcelona, Editorial Labor S. A., 1960.

Unter Hintanstellung früherer Fassungen haben in den letzten Jahren neuzeitliche Übertragungen in europäische Sprachen aus dem arabischen Urtext der Verbreitung der Märchen von «Tausendundeiner Nacht» ein völlig neues Gesicht gegeben. An erster Stelle ist die sorgfältige deutsche Übersetzung in sechs Bänden mit gelehrtem Nachwort von Enno Littmann im Insel-Verlag zu erwähnen. Ihr folgte die tschechische von Felix Tauer, deren erste beiden Bände die Akademie von Prag 1958 herausgab. Francesco Gabrieli, Ordinarius für Orientalistik in Rom, war für eine neue italienische Fassung besorgt, und in dieselbe Reihe gehört die vorliegende spanische, die Juan Vernet, Professor für Arabistik an der Universität Barcelona, geschrieben hat. Der Verlag betraute diesen mit einer vollständigen Übertragung, deren Erscheinen noch etwas auf sich warten lassen wird. Soeben ist nun eine Auswahl der stets wieder ansprechenden orientalischen Märchen auf Spanisch erschienen, die den Übersetzer und Kenner des ganzen Problemkomplexes von seiner besten Seite zeigt. Die langjährige Beschäftigung von Juan Vernet mit den Fragen, die sich um die arabische Erzählungsliteratur stellen, war schon in seinem Vortrag zur Aufnahme in die Akademie von Barcelona, gehalten am 25. Januar 1959, über die Einflüsse von «Tausendundeiner Nacht» auf die spanische Novellistik des Mittelalters, zutage getreten.

Die Einleitung des vorliegenden Buches weist u. a. auf die Schwierigkeit der verschiedenen Redaktoren der Sammlung hin, die Erzählungen den Nächten zuzuschreiben, wodurch, im Laufe der Textgeschichte, zahlreiche Unstimmigkeiten entstanden. Sehr geschickt und kurzgefaßt weiß der Herausgeber die verschiedenen ideologischen und geistesgeschichtlichen Schichten, denen die Erzählungsstoffe angehören, hervorzuheben, unter denen die älteste gewiß einem matriarchalen Substrat aus Südostasien angehört. Sieht man den Text selber an, so ist man froh, daß auch in der getroffenen Auswahl die Angabe der Nächte nicht fehlt, ohne aber die im Original gebrauchten stehenden Wendungen jedesmal zu wiederholen. Die Übersetzung lehnt sich, soweit wie möglich, der arabischen Vorlage an; sie ist dabei in einem einfachen, sehr leserlichen Spanisch geschrieben. In Anbetracht der Verschiebung der Erzählungen auf die Nächte ist die Geschichte von Aladin und der Wunderlampe sinnvoll eingeschoben, während Ali Baba und die vierzig Räuber – da jeder Hinweis für die Stellung im Korpus fehlt – am Ende angefügt ist. Die aus dem ganzen getroffene Wahl ist sehr gut; einzig vermißt man vielleicht die Geschichte von Abū Sir und Abū Kir; doch es soll ja noch die vollständige Übersetzung folgen, die dann dem lesefreudigen und gelehrten Publikum die ganze Vielfalt dieser irgendwo unerschöpflichen Märchensammlung offenbaren wird. Schon die im hier besprochenen Bande vorgelegte Auswahl zeigt auf das deutlichste den Vorzug einer sorgsamen Übertragung aus dem

Urtext, die dem Original formal und in der inneren Haltung viel näher kommt als indirekte, nur belletristische Bearbeitungen, wie sie z. B. die dreibändige Dünndruckausgabe der Editorial Aguilar (Madrid) darstellt.

Liegt in der Übersetzung von Juan Vernet ein Buch vor, das für einen weiteren Leserkreis bestimmt ist, so wird auch der Fachmann gelehrter Zielsetzung mit Nutzen und Vorteil zu ihm greifen. C. E. DUBLER

HANS WOLFGANG SCHUMANN: *Buddha – Philosoph der Erlösung*. Umriß der frühbuddhistischen Philosophie. 48 S. mit 6 bisher unveröffentlichten Abbildungen. Düsseldorf, Monsun-Verlag, 1959.

Die vorliegende Arbeit bietet einen in seiner Kürze einzigartigen Überblick über den Buddhismus. Die allgemeinverständliche Darstellung wird durch treffende Zitate in neuer Übersetzung gestützt. In seiner Interpretation folgt der Verfasser der klassischen Exegese, so z. B. in der Aufteilung des Konditionalnexus auf drei Daseinsformen (S. 27). Sehr scharf wird die schwierige Lehre vom Nicht-Ich, der Leugnung einer permanenten, individuellen Seele, umrissen. Obwohl auch dem Mahāyāna-Buddhismus ein Abschnitt gewidmet wird, gründet sich die Untersuchung doch zum größten Teil auf das frühbuddhistische Denken. H. W. Schumann kann daher schließen: «Lediglich die rationale Seite der buddhistischen Lehre haben wir dargestellt; das Fluidum buddhistischer Welterfahrung, die mit lächelndem Gleichmut am Leben teilnimmt, wurde nur angedeutet» (S. 47). Der knappe Umriß empfiehlt sich zur allgemeinen Orientierung. Sein Wert wird noch erhöht durch die bisher unveröffentlichten Abbildungen und die schöne Ausgabe auf Kunstdruckpapier. P. HORSCH

Buddhist Scriptures selected and translated by Edward Conze. 250 p. in 8vo. Harmondsworth, Penguin Books Ltd., 1959.

The author has become well-known through his writings on Buddhism among which he edited in 1954 an anthology entitled *Buddhist Texts* and which he arranged according to schools. 'This selection, by contrast, concentrates on the central tradition of Buddhism, at the expense of the more peripheral developments, on that which is common rather than that which separates. It contains very little that any Buddhist, of whichever school, would be prepared to reject.' In these words E. Conze defines the scope of the present work. His vast readings and thorough acquaintance with Oriental languages enabled him to offer to the general public a concise and yet well balanced anthology of what might be called the essentials of Buddhism. Although he largely insists on the basic nucleus common to all schools we find a whole chapter on 'doctrinal disputes'. The selected texts are clearly divided in three parts, i. e. The Teacher, Doctrines, Other Worlds and Future Times.

The choice of the extracts does justice to the main divisions of Buddhism – Hînayâna and Mahâyâna. Of particular interest is that several passages from important but rare works have been included, to mention only the verses from Saraha's 'Treasure of Songs' (p. 175 ff.), the medieval work of a Bengali mystic written in a dialect (*apabhraṃça*). As far as the rendering is concerned the translators pessimism is by no means justified: 'The style of my translations will be much criticized. Buddhist texts have a characteristic diction of their own which must, I believe, to some extent be respected... The translator ought, I think, to preserve some of the flavour of the original, and his language must also do justice to its sacred character, which sets it apart from the profane world and its way' (p. 13). As to the numerous technical terms he has chosen to be accurate rather than 'to turn precise spiritual teaching into vague and unsipid uplift'. Of great help for the reader is the Glossary at the end, which explains a number of the more important and most frequent technical terms. P. HORSCH

Kunst aus Indien. Von der Indus-Tal-Kultur im 3. Jahrtausend v. Chr. bis zum 19. Jahrhundert. 386 p., 73 Tafeln, 8°. Kunsthaus Zürich, 1959.

Die Ausstellung «5000 Jahre indische Kunst» vom 21. November 1959 bis 28. Februar 1960 im Zürcher Kunsthaus war ein seltenes, ja einmaliges Ereignis, denn wertvollste Kunstwerke, die die indischen Museen früher noch nie verlassen hatten, waren hier versammelt. Daher sei auf den reichhaltigen Katalog hingewiesen, der neben den erwähnten Tafeln noch fünf Farbdrucke indischer Miniaturen aufweist. Der Zürcher Indologe, Prof. Emil Abegg, verfaßte, aus lebenslanger, liebevoller Beschäftigung mit dieser uns oft so fremd anmutenden Kulturwelt schöpfend, die gehaltvolle Einführung «Der indische Mythos und seine künstlerische Gestaltung». Anschließend wird von Hermann Goetz die «Kunst aus Indien» in klaren Zügen umrissen. Da dieselbe Ausstellung auch in Essen stattfand, sei hinzugefügt, daß im Zürcher Katalog eine Anzahl neuer Leihgaben aus Schweizer Besitz erwähnt werden.

P. HORSCH

KLAUS FISCHER, *Schöpfungen indischer Kunst.* Von den frühesten Bauten und Bildern bis zum mittelalterlichen Tempel. 412 S., 275 Tafeln, 4°. Köln, DuMont Schauberg, 1959.

Unter den zahlreichen in letzter Zeit erschienenen Werken über indische Kunst nimmt das vorliegende schon daher eine Sonderstellung ein, weil es eine Gesamtschau von ungewöhnlicher Fülle bietet. Das erste Bild gewährt uns einen Blick auf das «Säulenheiligtum» von Mundigak, Afghanistan, das bis in das 3. Jahrtausend v. Chr. zurückreicht. Es folgen Aufnahmen aus der Industalkultur (Mohenjo Daro) – Darstellungen der Stadtanlagen wechseln mit Einzelfunden wie Siegeln, bemalten Ge-

fäßen, Statuen – und aus der Frühzeit der darauffolgenden arischen Einwanderung um die Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends. Dies führt dann hinüber zu den Hauptepochen indischer Kunst, wobei der Verfasser eine wohlabgewogene Auswahl getroffen hat, sowohl durch die Berücksichtigung der berühmtesten Monumente wie auch durch Abbildungen seltener Details oder weniger bekannter Tempel. Gleichfalls zu erwähnen sind in dieser Hinsicht die prachtvollen Landschaftsaufnahmen, denn erst die Umgebung verschafft den Kunstdenkmälern ihr eigenartiges Kolorit: heiliger Teich mit Ghats und Stadt im Hintergrund, Tempel auf Felsblock inmitten der unendlichen Weite, Felshöhlen nackter Asketen auf abgeschiedenen Hügelzügen oder erotische Skulpturen vom tropischen Urwald umwuchert. Der Leser und Betrachter geht nicht durch diese Sammlung wertvoller Photos wie durch ein reich ausgestattetes und doch beengendes, lebloses Museum, nein, er fühlt sich versetzt in das lebendige Indien der Jahrtausende.

Im ersten Teil des Werkes wird die Geschichte der indischen Kunst systematisch in ihrer Verflechtung mit Land und Volk, mit Literatur, Religion und Kultur beschrieben. Von der ungeheuren Belesenheit des Autors zeugen neben dem allgemeinen Schrifttumsnachweis die 1500 bibliographischen Verweise. Die Architektur wurde durch Grund- und Aufrißangaben berücksichtigt. Auch der Anhang mit einer geschichtlichen Übersicht, Erklärung von Fachausdrücken, geographischen Karten usw. unterstreicht den vorbildlichen Charakter dieses Werkes. P. Horsch

Mircea Eliade, *Yoga*. Unsterblichkeit und Freiheit. X, 515 S., 8°. Zürich und Stuttgart, Rascher, 1960.

Es ist erfreulich, den Yoga – in pragmatischer Sicht wohl die höchste Schöpfung indischer Geistigkeit – durch einen Religionswissenschaftler von Weltruf dargestellt zu finden. Auf persönlicher Erfahrung in indischen Ashrams gründend, konnte M. Eliade als Frucht dreißigjähriger Untersuchungen in diesem Werke die erste wirklich umfassende Beschreibung des Yoga in vollendeter Synthese vorlegen. Dabei werden verwandte Strömungen außerhalb des indischen Kulturkreises berücksichtigt, so z. B. der *dhikr*, die unaufhörliche Wiederholung des Namens Gottes bei den Mohammedanern (S. 255 ff.), oder die chinesische Alchimie (S. 292 ff.). Der Versuch, die Vorgeschichte des Yoga zu ergründen, führt schließlich zu den Anschauungen der Ureinwohner Indiens mit ihren magischen Methoden zur Erzeugung ekstatischer Seelenzustände, wie wir sie heute noch bei sibirischen Schamanen beobachten können. Als Verfasser von «Schamanismus und archaische Ekstasetechnik», ein Werk, das 1956 ebenfalls im Rascher Verlag erschienen ist, war M. E. besonders berufen, näher auf die Beziehungen zwischen Schamanismus und Yoga einzugehen. Vor allem die wunderbaren, teils parapsychologischen Kräfte, welche die Adepten dieser beiden religiösen Praktiken entwickeln, deuten auf eine tiefe, innere Affinität hin.

Nach einer ausführlichen Darlegung des klassischen Yoga von Patañjali in seinem Verhältnis zum Sâṃkhya System, den Upaniṣaden und epischen Texten, wird den «yogischen Techniken im Buddhismus» ein volles Kapitel gewidmet. Es war seit langem bekannt, daß Meditationsübungen für den buddhistischen Heilspfad grundlegend sind, ja daß Buddha selbst bei zwei Großmeistern der mystischen Versenkung in die Schule ging. Doch wurden die bedeutungsvollen Angaben, die schon die älteren buddhistischen Texte über solche Methoden in eigenartiger Ausprägung enthalten, meist in Büchern über den Yoga weitgehend übergangen. Dabei vertreten gerade diese frühen Entwicklungsstufen die höchsten geistigen und ethischen Ideale, während in der Folgezeit häufig ein Absinken auf eine magische oder doch rein materialistische Ebene stattfand.

Indes werden auch die Spätformen des Yoga einer eingehenden Beschreibung und scharfsinnigen Deutung unterzogen. In der Tat wäre es keineswegs gerechtfertigt, diese einfach als Zerfallserscheinungen abzulehnen. So können die manchmal merkwürdig oder gar abstoßend anmutenden Praktiken des tantrischen Yoga, vor allem in seiner erotischen Form, als rein symbolische Ausdrucksformen, die die Polarität der Welt und die Einheit von Mikro- und Makrokosmos versinnbildlichen, erklärt werden. Sie erhellen unbekannte Hintergründe der menschlichen Seele, geheimnisvolle Adergänge der Tiefenperson, die dem Psychologen verborgene Schätze offenbaren.

Übrigens liegt es M.E. in seinen wissenschaftlichen Ausführungen keineswegs daran, zur Yoga-Ausübung aufzufordern. Viel fruchtbarer erscheint ihm «ein sehr aufmerksames Studium der Resultate, welche durch diese Methoden der Erforschung der Psychologie erzielt wurden. Eine ganze Welt unvordenklich alter Erfahrung über das menschliche Verhalten im allgemeinen bietet sich da den europäischen Suchern» (S. 5f.).

Der Anhang enthält bibliographische Angaben über bestimmte Probleme, wie sie in dieser Vollständigkeit sonst in keinem einzelnen Bande zu finden sind. Dadurch wird dieses Buch zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk für den Fachmann.

P. HORSCH

WILHELM FILCHNER, *Kumbum*. Lamaismus in Lehre und Leben. Mit Originallegenden (Tibetisch, Mongolisch, Chinesisch) und 7 Bildtafeln nach Originalaufnahmen des Verfassers. 298 S., 8°. Zürich, Rascher, 1954.

Diese Neubearbeitung des 1933 erschienenen Buches «Kumbum Dschamba Ling» stützt sich auf drei Expeditionsreisen, die den Verfasser im Jahre 1904, im Winter 1926/27 und im Frühjahr 1936 nach Kumbum führten. Diese heilige Klosterstadt im Nordosten Tibets gehört zu den berühmtesten Wallfahrtsorten des Landes. Sie entstand 1560 als Gedenkstätte der Geburt des heiligen Tsong-kha-pa. Dieser große Reformator (1357–1419) ist der Gründer des Gelugpa Ordens, der «Gelben Kirche», die mit ihrer straffen Priester-Hierarchie, dem Dalai- und Pantschen-Lama, Tibet in

religiöser und politischer Hinsicht beherrschte. Überall in der Darstellung der Tempel und Klöster, der Schilderung der Mönche und religiösen Feste strömt der lebendige Quell persönlichen Erlebens hervor. Erst heute, wo vielleicht all dies für immer der Vergangenheit angehört, kann die Bedeutung einer so ausführlichen Darstellung dieses Kulturzentrums richtig gewürdigt werden. Dazu war es damals höchst gefährlich, Skizzen oder gar Filme anzufertigen, wäre W. Filchner nicht auf eine geniale List verfallen. Er versteckte die Kamera in einer riesigen Gebetsmühle und versprach einem leichtgläubigen Lama unvergleichlichen Segen, wenn er die Kurbel während einer Feier gleichmäßig drehe. Dadurch hat sich dieser Mönch zweifellos ein außerordentliches – wenn auch nicht religiöses – Verdienst erworben.

Der Verfasser kann sich auf die römische Maxime *timeo lectorem unius libri* berufen, indem er eine *einzige* Kulturstätte um so sorgfältiger beschreibt. Dabei bleiben doch seine gründlichen Ausführungen kennzeichnend für das ganze Land. Ausführlich wird die Ausbildung der Mönche und ihrer Zeremonien beschrieben. Ein ganzes Kapitel ist dem Butterfest gewidmet. Auch die frommen Pilger, vor allem die umliegenden Nomaden kommen zu Worte. Sehr sympathisch ist die Charakterisierung des tibetanischen Volkes. «Dem Tibeter sitzt der Schalk in den Mandelaugen, und auf seinen Backen glänzt die gute Laune. Wie oft habe ich Bauern und ihre Weiber bei der Feldarbeit lachen und singen gehört! Wo in der Welt singt man noch hinterm Pflug? Der Tibeter ist ein heiterer, fröhlicher Mensch, für Witz und Spaß empfänglich, vor allem für Späße auf Kosten anderer. Der Bauer des Tsang-po-Tals ist tüchtig, solid, haushälterisch und wohlhabend» (S. 32 f.). Dies ist besonders erfreulich zu hören, wenn man bedenkt, daß 20 kleine Tibeter mit ihren Betreuern im Kinderdorf Pestalozzi in Trogen eine neue Heimat gefunden haben. Andere Gefühle beschleichen einem, wenn man liest: «Tibet beharrt in einer erhabenen, unbegreiflichen Ruhe und Stille wie seine Berge, wie seine unendlichen Steppen und Seen. Seine Grundsubstanz scheint unangreifbar zu sein» (S. 10). Dies war wahr. Möge es wahr bleiben!

Neben dem Index sei vornehmlich der Anhang «Lamaistische und andere Begriffe, sprachlich bzw. sachlich erläutert» erwähnt. Es ist das Werk des bedeutenden Orientalisten W. A. Unkrig. Der Leser findet darin ein kurzgefaßtes Wörterbuch (S. 254 bis 280) des Lamaismus. Wer immer seine Ansichten über das heutige Tibet auf authentische Berichte stützen will, wird mit Genugtuung zu diesem Werke greifen. P. Horsch

Osvald Sirén: *Chinesische Skulpturen der Sammlung Eduard von der Heydt.* Beschreibender Katalog. / *Chinese Sculptures in the von der Heydt Collection.* Descriptive Catalogue. Zürich: Museum Rietberg, 1959. 189 S., 74 Taf.

Das von der ehemaligen Villa Wesendonck und ihrem Park beherbergte Museum Rietberg enthält innerhalb der vielseitigen Bestände der Sammlung von der Heydt die bedeutendste Kollektion chinesischer Skulptur in Europa, zusammengebracht in

einer Zeit, als das auch einem Privatsammler noch möglich war. Und zwar handelt es sich überwiegend um Großskulptur in Stein, darunter mehrere Grabreliefs und Votivstelen; diese mehr als 60 Stücke verteilen sich über einen Zeitraum von fast 3000 Jahren, nämlich von der Shang- bis zur Ming-Zeit, und in manchen Perioden, namentlich in der buddhistischen Skulptur von der Sechs-Dynastien- bis zur Sung-Zeit, läßt sich die Stilentwicklung von einer Phase zur andern genau verfolgen. So haben wir hier nicht nur eine jeden Empfänglichen stark ansprechende Reihe von Werken hoher Qualität (untermischt mit ein paar weniger bedeutenden, so daß auch das Wertgefühl geschärft wird), sondern zugleich eine hochinteressante Studiensammlung. Zu ihr gehören drei Figurenkomplexe weltberühmter Herkunft: aus den Grottenheiligtümern von Lung-mên, Hsiang-t'ang-shan und T'ien-lung-shan.

So fügt es sich gut, daß für den Katalog dieser Abteilung des Museums – den ersten von neun geplanten – eine der großen internationalen Autoritäten der ostasiatischen Kunstgeschichte, Osvald Sirén, gewonnen werden konnte, dessen vierbändiges Corpus der chinesischen Skulptur (London/Paris 1925) seit langem ein Standardwerk ist. Sirén gliedert den Bestand in zwei Gruppen: Grab- und Tierskulpturen auf der einen, sakrale Bildwerke, vorwiegend buddhistische, auf der anderen Seite; beide sind chronologisch geordnet, soweit nicht jene Sonderkomplexe für sich zusammengefaßt sind. Allgemeine Einleitungen – namentlich eine ausführliche zur buddhistischen Skulptur, auch mit den nötigsten ikonographischen Erläuterungen – gehen den Beschreibungen der Einzelwerke voran; diese sind recht eingehend und geben gerade dem Laien eine solide Information und manche Hilfe für das künstlerische Verständnis. Wertvoll die Hinweise auf die ursprünglichen Standorte der großenteils aus Grottenkapellen herausgeschlagenen, hier nun isolierten Bildwerke (aufschlußreich, doch traurig stimmend die Vergleichsphotos aus T'ien-lung-shan mit dem einen der beiden dort weggebrochenen Bodhisattvas der Sammlung in situ und noch relativ unbeschädigt) – ferner auf Vergleichsstücke in den Museen der Welt, auf Stilphasen und Lokalschulen. Das ausführliche Register mitsamt Glossar ist willkommen, eine kleine Bibliographie wäre erwünscht gewesen.

Vom Fachstandpunkte aus gäbe es einige Einzelheiten anzumerken, doch spielen sie keine bedeutende Rolle. Unter den Punkten, die auch für den Katalogbenützer wichtig wären, seien folgende erwähnt. S. 30: auf der Grab-Scheintür sind nicht Dvârapâlas dargestellt, sondern Lokapâlas, zwei der vier ritterlich gewappneten Welthüter (vgl. die S. 46 f. ausgesprochene Warnung vor eben dieser Verwechslung); S. 43: die religiös-symbolische Bedeutung von ushnîsha und ûrnâ bleibt unerwähnt (nur im Register kurz nachgeholt), ebenso S. 70 und 76 die Bedeutung der Shâkyamuni-Prabhûtaratna-Szene (ein Hinweis auf den zugrunde liegenden Text des Saddharma-pundarîka-sûtra wäre angebracht gewesen, auch um generell die Funktion vieler buddhistischer Darstellungen als Sûtren-«Illustration» zu belegen); S. 54: wenn die begleitenden Bodhisattvas auf dieser Stele Kuan-yin und Ta-shih-chih wären (was

an und für sich zweifelhaft ist), könnte der zentrale Buddha nicht Shâkyamuni oder Maitreya, sondern müßte Amitâbha sein. In den Stilbeschreibungen wird von dem Begriff «realistisch» ein bei buddhistischer Kunst unzulässig liberaler Gebrauch gemacht; er kann sinnvollerweise nur für Gestalten der empirischen Existenzebene, also Devas, Arhats u. ä. Wesen verwendet werden und auch dann nur in gewissen Perioden (vgl. meine *Buddhistische Kunst Ostasiens*, Stuttgart 1957, S. 111 f., 118, 216, 223).

Zur äußeren Erscheinung des Katalogs kann man nur gratulieren. Das lay-out, der Druck, die Bilder sind hervorragend (unter letzteren etliche Detailphotos), und daß der Text zweisprachig ist, wird gewiß dazu beitragen, der schönen, auch als Buch eigenwertigen Publikation das verdiente internationale Echo zu verschaffen.

DIETRICH SECKEL

E. HAENISCH, *Lehrgang der klassischen chinesischen Schriftsprache*, IV. Ergänzungsband (zu Band III): Sprachlehre, Anmerkungen zu den Lesestücken, Übersetzung der Lesestücke, Personen-, Orts-, Literatur-Register, Wörterverzeichnis, Binome, Kartenskizze. VII und 260 S. (+ 1 Falttafel), 8°. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1957.

Im Jahre 1957 hat der so lange erwartete 4. Band des *Lehrgangs der klassischen chinesischen Schriftsprache* von Erich Haenisch endlich erscheinen können. Und damit ist dieser *Lehrgang*, dessen erste drei Bände bereits 1929, 1931 und 1933 (und 1940 und 1949 schon in 2. Auflage) herausgekommen sind, endlich abgeschlossen.

Wir haben Haenischs sehr verdienstvolle Einführung in die chinesische Schriftsprache 1952 hier (*As. St.* VI, S. 158 f.) prinzipiell, und so weit sie damals vorlag, schon gewürdigt. Dem soll heute nur weniges beigefügt werden. Der Band IV verhält sich zu Band III wie der Band II zu Band I: er besteht zur Hauptsache aus reichhaltigen «Anmerkungen» zu den Lesestücken des vorangehenden rein chinesischen Textbandes und aus der Übersetzung dieser Lesestücke. In den «Anmerkungen» kommt der große Grammatiker, der Erich Haenisch ist – unter den Sinologen eine immer seltenere Gattung – zu voller Geltung, und darum bilden diese sicher den kostbarsten Teil dieses Bandes; mit dem sozusagen systematischen kleinen Kapitel «Zur Sprachlehre», das nützliche Belehrungen und Hinweise für den Sinologie-Studenten enthält, will er, wie eigentlich schon mit dem «Grammatischen Abriß» des 2. Bandes, dessen Kenntnis beim Benützer des 4. Bandes vorausgesetzt wird, die «klassischen» Grammatiken der chinesischen Schriftsprache von St. Julien *(Syntaxe nouvelle)* und G. von der Gabelentz *(Chinesische Grammatik)* «nur ergänzen, nicht ersetzen». Diese Bescheidenheit müssen wir bedauern. Sicher bewerten wir, und wohl mit den meisten Sinologen, die chinesische «Grammatik» anders als Haenisch und werden seinem Satz in der Einleitung des neuen Bandes (S. 1), «daß eine chinesische

Prosaschrift, die nicht gerade mystische Themen behandle, eindeutig und kristallklar wie das Lateinische sei», niemals beistimmen können, aber gerade weil er die chinesische Schriftsprache so eminent grammatikalisch erfaßt, hätten wir uns von ihm, wie wir es schon in der erwähnten früheren Besprechung geäußert, eine ausführliche «chinesische Grammatik» gewünscht, die neben den immerhin nicht mehr ganz zeitgemäßen von Julien und von der Gabelentz ihre Daseinsberechtigung hätte.

Schließlich seien hier zwei Druckfehler oder Verschreibungen, die wir uns en passant notiert haben, berichtigt: S. 37, Nr. 39, erste Zeile, muß die Jahreszahl 736 in 763, und S. 98, Nr. 40, letzte Zeile, «weniger» in «wichtiger» geändert werden.

E. H. v. TSCHARNER

Elementargrammatik des Neuchinesischen. Deutsche Fassung des grammatischen Lehrbuches der Universität Peking «Jy fa giau cai». Übersetzt und bearbeitet von MARTIN PIASEK. 287 S., gr. 8°. Leipzig, O. Harrassowitz, 1957.

Es gibt wenig Lehrbücher des Chinesischen in deutscher Sprache, so daß jedes irgendwie brauchbare willkommen sein muß. Also auch das vorliegende. Es wird aber viele mehr ärgern und enttäuschen als freuen.

Das liegt vor allem einmal daran, daß das Buch politisch «engagiert» ist. Es ist die Übersetzung und Bearbeitung eines «grammatischen Lehrbuches», das 1953 «von einer an der Universität Peking eingerichteten Sonderabteilung für chinesischen Sprachunterricht für ausländische Studenten» in Peking herausgegeben wurde. Je weiter der Schüler im Studium dieses Lehrbuchs fortschreitet, je mehr Ausdrucksmöglichkeiten in der chinesischen Sprache er sich hier aneignet, desto mehr tönt kommunistisch-chinesische Politik, Ideologie, Propaganda in seine Ohren: in den letzten Lektionen gilt das von mindestens der Hälfte des Lesestoffs, d. h. der sog. «Beispiel-» und «Mustersätze». Da finden wir (in der Übersetzung von Piasek) Sätze wie: «Wird der Betreffende, der mit höchster Leistung arbeitet, zum Aktivisten gewählt?» (S. 175), oder «Heute haben in Amerika viele Menschen keine Arbeit (zu tun) und kein Brot zu essen» (S. 197). Im Wortschatz prangen Ausdrücke wie «Abgeordneter, Brigadeleiter, Delegierter, Genosse, Kapitalismus, Kommunismus, Propaganda» usw., aber Wörter, die man in jedem Lehrbuch einer Fremdsprache für Anfänger erwarten würde, wie «Baum, Bett, Garten, Gras, kochen» usw. fehlen hier. Die chinesischen Wörter für Arm und Bein gibt es hier nicht, dafür aber die für Maschine und Flugzeug, was mir sehr bezeichnend scheint für das Buch. Ich erwarte von einem solchen Buche nicht etwa, daß es «kapitalistisch» sei anstatt kommunistisch, sondern einfach menschlich ...

«Neuchinesisch» soll nach dem Vorwort allgemein die Umgangssprache zum Unterschied von der «Schriftsprache» bedeuten! Sicher ist aber die besondere,

mit ideologischen Wortneubildungen gespickte Sprache «Neu-Chinas» damit gemeint.

Dem politischen Übereifer seines deutschen Bearbeiters scheint es das Buch zu verdanken, daß es in einer Hinsicht rasch «veraltet» ist: in seiner Transkription. Piasek («Lehrbeauftragter für Chinesisch an der Karl-Marx-Universität Leipzig») schreibt in seinem vom November 1956 dadierten Vorwort: «Die Bezeichnung der Aussprache erfolgt im Einklang mit der neuen amtlichen Transkription der Volksrepublik China.» Die Umschrift, auf die er hinweist, war aber damals höchstens «amtlich» sozusagen auf Probe ausgegeben worden und unterscheidet sich in mehreren Lautzeichen von der Transkription, die im Februar 1958 als endgültig in Peking angenommen und im ganzen Herrschaftsbereich eingeführt wurde. Für einen Abendländer, der Chinesisch lernen will, sind übrigens beide Umschriften unbefriedigend.

Piaseks *Elementargrammatik* leidet auch an sachlichen Mängeln. Zuerst ein äußerer: viele (rund 40) Druckfehler unter den chinesischen Schriftzeichen. Für ein Anfänger-Lehrbuch besonders bedauerlich. Die Druck- und einige andere Fehler sind zwar nach dem Erscheinen des Buches zusammengestellt und mit den Berichtigungen auf einem losen Blatt gedruckt worden. Aber ist dieses auch in die Hände der früheren Käufer gekommen? In meine ist es, trotz Rezensions-Exemplar-Empfänger-Liste, nur durch Zufall gelangt. Aber schlimmer als diese Druckfehler sind die Unzulänglichkeiten, auf die wir im Vokabular, in den grammatikalischen Erklärungen und der Übersetzung von Beispielsätzen stoßen. So gibt der Verfasser etwa im «Wortschatz» der Lektion 36 als Bedeutungen von *pie* (in seiner Transkription *bie*) «anders, beiseite lassen, nicht nötig» an, um nachher seine Anwendung in Sätzen wie «*Pie shuo hua!* Unterlaßt das Sprechen!» zu zeigen. Diesem Satz folgt hier der Satz: «*Pu yao p'a!* Keine Angst!» Daß dieses *pie* und *pu yao* ganz allgemein *die* Negationsausdrücke im negativen Imperativ der chinesischen Umgangssprache sind, sagt die *Elementargrammatik* dem «Elementarschüler» nicht. In dessen Interesse wären hier, wie anderswo, wörtlichere und allgemeiner gültige Übersetzungen angebracht gewesen: «Sprich (Sprecht) nicht!» – «Fürchte dich (Fürchtet euch) nicht!» Dabei entschuldigt sich Piasek im Vorwort, er habe manchmal bei der Übersetzung der Beispielsätze den deutschen Stil vernächlässigt, «um die chinesische Satzkonstruktion klarer hervortreten zu lassen» – hätte er das nur öfter getan! Aber wir finden hier auch Übersetzungen, die nicht nur für ein Elementarlehrbuch zu frei, sondern falsch sind, z. B. S. 187: «Heute ist er froher als an jenem Tage», wo zu berichtigen wäre: «... als an irgendeinem andern Tage». Auch in den grammatikalischen Darlegungen stimmt manches nicht, ist mißverständlich oder befremdend ausgedrückt. Müßten wir z. B. aus dem Satz «Im allgemeinen hat jedes Substantiv sein besonderes Zähleinheitswort» (S. 26) nicht schließen, daß es im «Neuchinesischen» fast ebenso viele «Zähleinheitswörter» (bisher «Zählwörter» oder «Klassenwörter», engl. «classifiers» genannt) wie «Substantive» gebe? Und wie kann die Partikel *ti* (zur Bildung

von «Genitiven» usw.) als «Konjunktion» bezeichnet werden (S. 65)? Und wie unnötig kompliziert, gewunden und gespreizt drückt diese «Elementargrammatik» sich im allgemeinen aus!

Die Mängel des vorliegenden Buches sind beträchtlich. Wer aber gewarnt ist, kann es vielleicht doch mit einigem Gewinn benutzen. In seinen 36 Lektionen kann er immerhin die wesentlichen grammatischen Erscheinungen der chinesischen Umgangssprache kennenlernen. Im Anhang, der Wörterverzeichnisse und grammatische Register enthält, dürfte die Tabelle «798 vereinfachte Schriftzeichen» besonders willkommen sein, weil man ja ohne deren Kenntnis neuere chinesische Drucke aus «Neu-China» nicht verstehen kann. (Solche Zusammenstellungen findet man aber heute auch anderswo.)

Wie ich eingangs sagte, gibt es wenig Lehrbücher des Chinesischen in deutscher Sprache. Eines ist der *Lehrgang der nordchinesischen Umgangssprache* von F. Lessing und W. Othmer, das 1912, in einer 2. Auflage 1933 erschienen und seit langem vergriffen ist. Es ist in vielen didaktischen Hinsichten unübertroffen geblieben, und nicht nur auf deutschem Sprachgebiet. Wie erfreulich wäre es, wenn wir eine revidierte Neuauflage des Lessing-Othmerschen Lehrbuchs erleben könnten, anstatt mit solchen betrüblichen Erzeugnissen unserer Zeit wie dem hier besprochenen vorlieb nehmen zu müssen! E. H. v. Tscharner

Netsuke, *Wissenswertes für Liebhaber, Sammler und Händler / Study and Advice for Connoisseurs, Collectors and Dealers.* Hrsg. von Dr. Franz Weber, Wien XIII/89, Fleschgasse 15. Wien: Verlag B. M. Leitner. Vol. I, Nr. 1 (o. J., 1960?). 16 S., deutsch und englisch. Erscheint monatlich; pro Heft öS. 70.– = sFr. 11.70; jährlich öS. 480.– = sFr. 80.–.

Mimeographierte Mitteilungen (kurze Aufsätze, Hinweise, Ratschläge, Fragen und Antworten, Literaturangaben, Auktionsergebnisse), herausgegeben von dem Besitzer eines großen Netsuke-Archivs und gedacht als bescheiden-sachliches Mittel der besseren Kommunikation zwischen den Netsuke-Sammlern und -Händlern in aller Welt. Ein seiner Idee nach begrüßenswertes Unternehmen, dem Resonanz, weitere Ausgestaltung und möglichste wissenschaftliche Kompetenz zu wünschen ist. D. S.

Charles David Sheldon, *The Rise of the Merchant Class in Tokugawa Japan 1600–1868.* An Introductory Survey. Monographs of the Association for Asian Studies V. IX + 206 p. New York, 1958.

Die nunmehr in Buchform erschienene Dr.-phil.-Dissertation von Charles D. Sheldon (University of California) analysiert den Aufstieg des Kaufmannstandes in der

Tokugawa-Zeit (1600–1868). Es bedarf solcher thematisch eng eingegrenzter Spezialstudien, um die Lücken unseres Japanbildes für das 18. und 19. Jahrhundert schließen zu können. Sheldon richtet seine Aufmerksamkeit in erster Linie auf ökonomische und sozialgeschichtliche Probleme, die von der politischen Geschichtsschreibung allzuoft vernachlässigt worden sind.

Der Kaufmannsstand in Japan war, ebenso wie in China, die verachtetste soziale Stufe. Zu Beginn der Tokugawa-Periode konsolidierte zum ersten Male in der japanischen Geschichte der Kaufmann seine ökonomische und politische Macht, indem er sich die Friedenszeit, durch die Siege von Tokugawa Ieyasu und die Einigung des Landes eingeleitet, zu Nutzen machte. Der Handeltreibende profitierte von den sich verbürgerlichenden Sitten und Gewohnheiten der Samurai, der Oberschicht, um Handels- und Finanzeinrichtungen aufzubauen. Ein «Gesetzbuch» wurde herauskristallisiert, das auf die gesammelten Erfahrungen aufgebaut war. Es gab der neuen Gesellschaftsschicht ihre eigenen Richtlinien. Kennzeichnend für die stabilisierte Lage des Landes war das Aufkommen und Aufblühen von Städten. Vorerst wurde der emporwachsende Kaufmannsstand nicht als Gefahr für das Feudalsystem betrachtet. Erst in der Genroku-Periode (1688–1703) begann ein langwieriger Kampf zwischen der Obrigkeit und den Kaufleuten, aus dem die letzteren siegreich hervorgingen: ihre Stärke lag in der Monopolisierung des Handels und der Bankgeschäfte. Die Feudalklasse geriet immer mehr in Abhängigkeit durch die Anleihen, die sie zur Aufrechterhaltung ihres Lebensstandards eingehen mußte. Daß die Samurai nichts unternahmen, um ihre bedrohte Stellung zu verbessern, hängt nicht zuletzt mit dem durch die japanischen Konfuzianisten propagierten Moralprinzip zusammen, nach welchem sich der Adelige in keine finanziellen und kommerziellen Abenteuer stürzen durfte. Eine Vermengung der Kaufleute mit den Samurai konnte freilich nicht ausbleiben; dann und wann gaben selbst Samurai ihren sozialen Status auf, um sich dem Handel widmen zu können. Die aufstrebenden Handelsleute übten nicht nur einen nachhaltigen Einfluß auf die ökonomische Entwicklung Japans aus, sondern begannen auch in zunehmendem Maße das kulturelle Leben des Landes zu bestimmen. In den Städten entwickelte sich eine bürgerliche Kultur, wie sie das alte Japan kaum gekannt hatte. Diese neue Lebensführung und -auffassung bereitete die Aufnahmefähigkeit Japans für das aus dem Westen kommende Gedankengut vor. Die Loslösung von der starren feudalen Beziehung zwischen Lehnsherr und Untertan und der Ersatz durch ein unpersönlicheres und wirtschaftlich gewinntragenderes Verhältnis bildeten die Basis für den Niedergang des Feudalismus und die Entstehung des Kapitalismus zu Beginn der Meiji-Zeit (1868). Bemerkenswert ist aber, daß die Leitung der wirtschaftlichen Modernisierung am Ende des 19. Jahrhunderts trotz allem in die Hände der Adeligen fiel.

Die ausgezeichnete Untersuchung von Sheldon ist reich an wertvollen Erkenntnissen und Hinweisen, die nur aus langen und intensiven Studien japanischer sowohl wie westlicher Literatur gewonnen werden konnten. MARTINA DEUCHLER